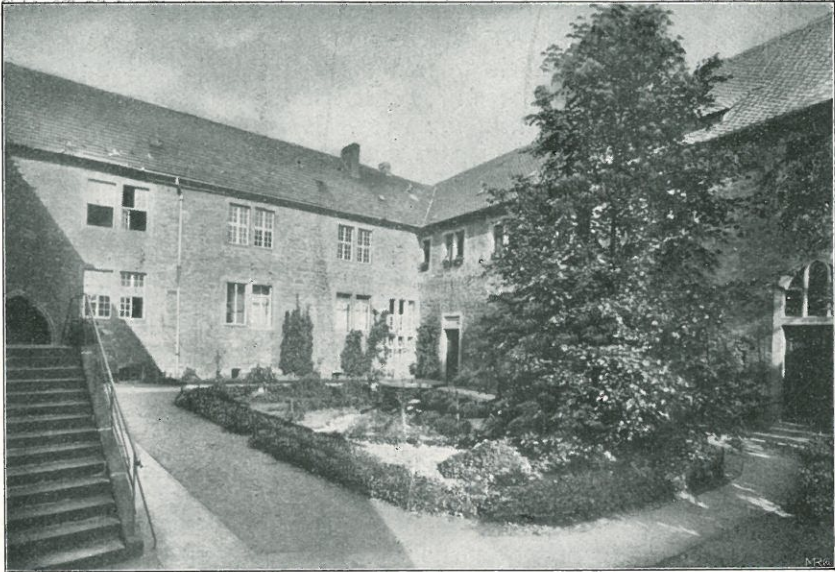




Innenhof.

V. Innenhof.

1. Die Seele und der Tod.

Von Karl König.

Aus „Deutsche Welt“, Wochenschrift der deutschen Zeitung, Nr. 35, 37, 40.
Berlin 1912.

1.

Es ist gar keine Frage, daß sich's nach dem langen, schweren religiösen Winterschlaf, der über die Seele der Völker und unseres eigenen Volkes gekommen war, allenthalben wieder in der Tiefe zu regen beginnt. Das Eis des materialistischen Winters ist durchbrochen. Ueberall rauschen Frühlingsquellen. Oft freilich sind es nur Märzquellen, d. h. solche, die die Schneeschmelze erzeugt, die also ihre Wasser nur von der Oberfläche her empfangen, aber nicht aus der Tiefe ursprünglicher Quellenlager.

Den Materialismus in seiner rohen Form hat man satt, aber zum Idealismus in starkem und fühnerem Sinne fehlt einem noch der Mut. Man möchte das Stoffliche vergeistigen. Eine materielle Welt, die aus sich selber und ihrer Vernunftlosigkeit im jahr-millionenlangen Zufallsgehebe ihrer Atome und im allmählichen

Zusammenballen ihrer Moleküle so nebenbei und ohne allen zielstrebenden Willen das Wunder dieser Welt mit all ihrer Fülle von Geist, Liebe, Schönheit geboren haben soll, wird einem denn doch eine zu arge Zumutung an den Verstand und an den „Glauben“. Dennoch aber mangelt einem der Mut, sich entschlossen und tapfer auf die andere Seite zu stellen und im Geist den Schöpfer, in der Welt aber das Mittel des Schöpfergeistes zu schauen, wodurch er seine unendlichen Kräfte entfaltet, realisiert und im Werdeprozeß des Alls zur Erscheinung bringt. Denn so erst wird das Drinnen ein Draußen, und die ewige Verborgenheit des Ichs gewinnt ihre Offenbarung am Du der Tat, der Schöpfung, der Arbeit, der Welt.

Fehlt einem aber der Mut, das Ganze der Welt als Geistesgeburt, voll von schmerzlichen Wehen und voll von starken Seligkeiten, zu empfinden, so findet man vollends nicht die Kraft zur Selbstbehauptung und höchsten Selbststeinschätzung des in uns Person gewordenen Geistes. Man läßt ihn im Nichts oder im All untergehen, was ungefähr dasselbe ist. Jedenfalls zieht man das Versinken des charakterisierten Einzelgeistes ins Allgemeine seiner schöpferischen Bestimmtheit zu etwas Besonderem vor, erweist damit weder dem All noch sich selber irgend einen Dienst und behält trotz aller Sehnsucht nach einem letzten Wert und endgültigen Sinn des Lebens schließlich ein leeres Nichts in den ausgestreckten Händen.

Aber die Sehnsucht nach einer stärkeren Ueberwindung des Todes stirbt damit nicht in der Seele aus. Es ist ganz seltsam, wie mitten in unserer entkirchlichten Zeit gerade Ostern immer wieder die Kirchen füllt. Schließlich wollen die Menschen da doch nicht nur etwas vom Frühling hören, von neuen Blüten, Farben und drängendem Leben. Davon redet ja die Schöpfung selber viel stärker und gewaltiger, als es die schönsten Worte zu sagen vermögen. Die Sache scheint psychologisch vielmehr so zu liegen, daß gerade das in jedem Frühling neu erwachende Lebensgefühl nur um so mächtiger gegen seinen Widerpart, den Tod, anbrandet. Mit dem Tode muß ja jede tiefere Seele schließlich ihren entscheidenden Kampf ausfechten. Und wie sie ihn aussieht und mit Tod und Leben, Zeit und Ewigkeit fertig wird, daran hängt letzten Endes die ganze Welt-, Lebens- und Selbstanschauung.

2.

Aber können denn wir modernen, wissenschaftlich, naturwissenschaftlich geschulten Menschen in irgend einem ideellen Sinne mit dem Tode fertig werden? Müssen wir nicht wenigstens auf alles Individuelle verzichten, und ist nicht ebendas die Forderung auch jeder ernststen Frömmigkeit? Denn schließlich hat sich doch alle wahre Frömmigkeit mit dem Nazarener still ins Unvermeidliche zu fügen: „Dein Wille und nicht der meine geschehe!“

Gewiß wir haben uns zu fügen, aber die Frage ist nur die, wo wir den göttlichen Willen finden, dem wir uns zu fügen haben.

Finden wir ihn im materiellen und wissenschaftlich kontrollierbaren Augenschein oder in jenen ideellen Zurufen, Zusagen, Vernunft- und Gemütsforderungen der Innenwelt? Jedenfalls hat der Nazarener gerade an diesem Punkte nicht verzichtet, sondern die Gewißheit der Innenwelt gegen den Augenschein gestellt, und der reise Goethe erklärt kurzweg: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiö'se Zusagen bauen.“

Das sollte einem doch zu denken geben! Es ist ja begreiflich, daß viele fromme Gemüther gerade in dem Entschluß, sich still ins Unvermeidliche des Todes zu fügen, die größte Tat ihrer alles hingebenden, auf alles verzichtenden Frömmigkeit sehen. Sie wollen für das Leben, wie es auch war, dankbar sein und nichts weiter von Gott fordern. Und es liegt uns völlig fern, diese Resignation zu tadeln und religiös niedrig einzuschätzen. Aber sobald wir nach den Gründen fragen, die hinter dieser Verzichtleistung stehen, so entpuppt sie sich uns als eine Halbheit, die wir*) einfach nicht mitmachen können. Denn schließlich fühlt man sich doch nur deshalb zu dieser Resignation veranlaßt, weil es für eine Fortexistenz unseres geistigen Wesens keinerlei „Beweise“ gibt. Man wagt also nicht zu — glauben, weil hier nichts zu — beweisen ist. Und selbstverständlich ist hier nichts zu „beweisen“; es sei denn dies, daß man mit Kant beweist, daß es weder für noch gegen die Unsterblichkeit Beweise gibt.

3.

Aber wenn man wegen mangelnder Beweise an diesem Punkte auf Glauben und Ueberzeugtsein verzichten müßte, dann wäre die unausweichliche Konsequenz die, daß man auf alles Seelische verzichten müßte, was jenseits von Wissen und Beweisen läge. Und wer möchte das tun? Wer könnte das tun? Er müßte ja auf alles Tiefere und Innerliche unserer Geistigkeit verzichten. Denn alles, was dem Lebenswillen und Gemüthe entspringt, ist und bleibt seinem Wesen nach irrational. Weder für das Religiöse, noch für das Moralische, noch für das Aesthetische sind zwingende Beweise beizubringen. Entweder sind und bleiben nun alle tiefsten Willens- und Gemütsforderungen des Menschen bunte Illusionen, die der listige Schöpfungs- und Lebensprozeß in uns lediglich zu dem Zwecke gebiert, um uns aus irgend einem verborgenen Grunde so lange als möglich am Leben festzuhalten, oder aber es steckt gerade in diesen „Illusionen“ die letzte und tiefste Wahrheit unseres und des Weltwesens selber.

*) „Wir“? — wer? Hier ist wieder einmal Anlaß, in Erinnerung zu bringen, daß in den Zeitaufträgen der „Deutschen Welt“ deutschgesinnten Mitarbeitern von Anfang an möglichst freie Aussprache ihrer Persönlichkeit verstattet wurde. Auf die Meinung des Herausgebers und der Redaktion dürfen daraus nicht ohne weiteres Schlüsse gezogen werden.

Weder das eine noch das andere läßt sich „beweisen“, und es soll auch gar nicht bewiesen werden können! Hier soll ein jeder selbst heran. Kein Schulmeister soll uns Gott, Frömmigkeit, Lauterkeit, Schönheit, Unsterblichkeit wie Rechenexempel anbeweisen und aufzwingen können. All dieses innere Leben und Erleben der Seele, all diese tiefste Selbstklarheit und Selbsteinschätzung des Geistes soll des Geistes eigenste, freiste und höchste Tat sein. In all diesen seelischen Angelegenheiten handelt es sich um Empfindungs- und Gefühlsurteile, um persönlichste Willensentscheidungen, um den Sinn und Geschmac der Seele für die innersten Werte, die verborgenen Tendenzen und treibenden Kräfte im All und in der Seele. Das alles liegt jenseits vom Messen, Wägen und Zählen und kann auf seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit weder durch das Messer des Anatomen noch durch die Retorte des Naturforschers geprüft werden. Aber die Imponderabilien sind, auch wenn sie Imponderabilien sind! Das Unwägbare ist, auch wenn es unwägbare ist. Und es gibt eine Wage, auf der es gewogen werden kann und von uns allen gewogen wird: die Wage des Gefühls, die alle unsichtbaren Dinge wägt, allen Glauben, alles Lieben, alles Hoffen, alles Gute, Wahre und Schöne! Und wenn man Goethe bitten würde, sie mit einem Wort und einer Inschrift zu zieren, so würde er sagen: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr!“

Wahr im Reiche der Seele ist, was mir Kraft gibt und Willen, was mich lauter macht und groß, was mir die Liebeskraft gegenüber Gott und Welt verstärkt und mein Witterungsvermögen für den Seelengehalt, die seelische Tiefe, das seelische Wesen des Alls erhöht. Und wir wußten nichts, was an all diesen Punkten fruchtbarer auf unsere Seele und ihre Energien wirkte, als eben der Glaube der Seele an sich selbst und ihre Unvergänglichkeit. Und wie könnte denn eine Seele an sich selber glauben, es sei denn, sie halte sich für ein Wesentliches und nicht für ein Unwesentliches, sie halte sich für ein Sein und nicht für ein Schein, für eine Substanz und nicht für ein Attribut!

Indessen wenn es sich bei alledem nur um Glauben handelt, und wenn alle „Beweise“ ein für allemal ausgeschlossen sind, dann wäre es möglich, daß mancheiner aus unserem geistig so ungeschulten Geschlechte den Einwurf machte: „Wo nichts zu beweisen ist, hat man sich des Rechtes der Weiterrede begeben.“ Gerade als ob es nur eine Rede von Kopf zu Kopf, von Logik zu Logik, und nicht auch eine solche von Herz zu Herz, von Seele zu Seele, von Gefühl zu Gefühl, von Willen zum Willen gäbe! Wie redet denn der Musiker, der Künstler, der Dichter, der Feldherr, der Religiosus? Wir haben uns doch wahrlich die wunderbaren Ausdrucksmittel unserer Seele und haben uns doch wahrlich unsere liebe deutsche Sprache nicht nur für die Uebermittlung von Wissenschaftlichkeiten und Beweisbarkeiten ausgebildet. Wir wollen auch allem Innersten und Tiefsten Ausdruck geben. Was uns im Willen glüht, das

wollen wir in anderen entzünden. Was uns das Herz beseligt, das wollen wir weitergeben. Was die Seele geschaut und gedichtet, wie sie Gott und Mensch, Ich und All, Leben und Tod zusammensah, das will sie hineinmalen und hineindichten, in die Seelen der anderen, um sich selbst zu klären an ihnen und ihnen wiederum zur Klarheit zu helfen. Und kann sie dabei auch nicht auf „Beweise“ pochen, so kann sie doch ihrem Gefühl, ihrem Willen, ihrer Vernunft die Gründe entnehmen, durch die sie gezwungen wird, eben so und nicht anders zu fühlen, zu wollen, zu denken. Denn ein wirklicher Glaube ist doch nicht etwas in der Luft Hängendes, sondern etwas genau so gut, nur anders Begründetes, wie der sauberste logische Schluß. Gründet sich der auf die Logik, so gründet der Glaube sich auf die Forderungen unseres Gefühls, unseres Lebenswillens, unserer auf einen Sinn und Wert des Lebens eingestellten Vernunft.

II.

Ein Lebenswille, der nicht auf das einzelne geht und nicht von heute auf morgen lebt, sondern seiner selbst in der Tiefe inne wird und das Leben in seiner Ganzheit umspannt, braucht, um gespannt zu bleiben, einen Sinn und Wert des Lebens selber. Er fordert, daß mit seinem Schaffen etwas geerntet werde. Es ist ihm unerträglich, daß er mit all seinen Mühen und edelsten Zielsetzungen nur seiner Selbstvernichtung dienen soll. Das „Nein“ ist nie das Ziel des Willens. Jeder wirkliche Wille geht auf ein schöpferisches „Ja“ hinaus. Nicht Weltentod erlöst den Willen. Nur in sich steigenden Weltgeburten findet der Wille seine positive Seligkeit. Wir lehnen den Pessimismus, den Todesglauben ab, weil wir vom „Nein“, nicht leben und unter dem negativen Ziel nicht schaffen können. Am Nein erstirbt der Wille.

Nun bedeutet aber der Lebensprozeß auf dieser Erdoberfläche, sieht man ihn von außen an, tatsächlich nichts als ein radikales „Nein“. Er lebt und stirbt mit der Erde selbst — nein, nicht mit der Erde selbst, sondern mit der Form der Erde. Denn die Erde als Materie bleibt, auch wenn sie in die Sonne sinkt. Kein Atom von ihr geht verloren. Es kann kein Sandkorn und kein Etwas in in das Nichts hüpfen. Nur jenes Rätsel aller Rätsel, das als „Leben“ sich mit Schöpferkraft auf die materielle Welt stürzt und aus ihr Gras, Blumen Tiere und uns selber baut, das als „Geist“ aus unseren Augen blüht und aus jeder Kreatur uns wieder grüßt, das alle Wunder hier vollbringt und unter unendlichen Wonnen und Wehen vom Einzeller über den Höhlenmenschen bis zu Jesus, Goethe, Kant und Bismarck aufgestiegen ist, das selbst mit diesen Großen sich selber noch keinen Frieden gibt und in jenen Größten so wenig mit sich selbst zufrieden war, daß es gerade in ihren Seelen die Ewigkeit forderte wie eine Selbstverständlichkeit — dies große Geheimnis der Welt, das mein eigenstes Geheimnis und meines Daseins Glanz und Würde ist, das zerfließt in — nichts!

Aber jedes Stoffteilchen bleibt und tanzt im ewigen Rhythmus weiter. —

Es ist eine wunderliche Sache! Der Glaube an die Ewigkeit des Atoms leuchtet dem dümmsten Geiste ein, aber an die Ewigkeit ihrer selbst zu glauben, macht selbst erlauchten Geistern die größte Mühe und Sorge, und immer steht ein skeptisches Lächeln irgendwo.

2.

Nun läßt sich aber von keinem ernstern Geiste das Suchen nach einem endgültigen Sinn unseres Lebens und Schaffens unterdrücken. Und wer mit allerhand „Vorläufigkeiten“ nicht zu trösten ist, muß einfach zugeben, daß auf der äußeren Linie der Entwicklung kein Sinn zu finden ist; einfach, weil sie zu Ende, und weil auch das Leben mit ihr zu Ende geht. Und dann ist alles Geistige, was hienieden war, von außen gesehen, als wäre es nie gewesen.

Will man dennoch einen Sinn des Lebens, weil man ihn braucht, und weil es Unsinn ist, im Einzelfall von Minute zu Minute an eine Sinnbewegung unseres Handelns zu glauben, vom Ganzen des Geschehens aber die Sinnlosigkeit anzunehmen, so muß man diesen Sinn auf der Innenlinie suchen und zu finden wissen. Steht am Ende der Außenlinie ein unerbitterliches „Nein“, so kann das „Ja“ der Schöpfung nur auf der Innenlinie, d. h. in uns selber gefunden werden. Eine Selbstverständlichkeit für den, dem alles Neußere nur das Mittel des Geistes ist und geworden ist.

Alles Neußere, was es auch sei, ist Mittel und nichts als Mittel für den Geist. Weil es nichts anderes sein soll, deshalb zerstört die Schöpfung auch alles und jedes Menschenwerk. Was Rembrandt schuf und Prokriteles leistete, was Zwerge oder Giganten auch gebären mögen unerbittlich fordert die Erde es wieder. Es handelt sich der Schöpfung nicht um die Mittel, sondern um den Geist, nicht um das Werk, sondern um den Wirkenden; sie will den Goethe haben und nicht den „Faust“, den Luther und nicht seine Schriften. Und wenn sie den „Faust“ haben will und die „Freiheit eines Christenmenschen“, so will sie all diese Werke nur als die Mittel, um neue und vertieftere Geistigkeit in tausend Geistern zu erwecken. Die Schöpfung ist keine Bibliothek und kein Museum, sondern ein werdendes Geisterreich. Und eben deshalb schießt sie den Wurm in alle Bibliotheken und den Todesfraß in alle Museen, und zuletzt verschlingt sie die Erde selbst, auf das es offenbar werde, daß ihre Ziele im Inneren und Unsichtbaren liegen und nicht im Sichtbaren und Neußeren.

Das Neußere ist das Mittel, der Geist aber ist der Zweck, und die Mutter Erde hat nur den einen Zweck, daß Geister von ihr entbunden werden.

3.

Indessen hier ist der Punkt, wo gerade die schaffenden Geister unserem Geist in den Arm fallen und sagen werden: Diese völlige Entwertung des Aeußeren um des Inneren, des Werkes um des Wirkenden, der Mittel um der Geister willen, ist ja tödlich für alle wahre, volle Schaffensfreude. Wer nicht sein Werk, sondern nur sich selber will, kommt nie zu wahren Wirken.

Ob das richtig ist? Uns scheint, man kann den letzten Satz umkehren und hat dann auch eine Wahrheit in der Hand: Wer nur sein Werk will und nicht sich selber, kommt nie zu wahren Wirken! Denn alles gesunde, edle, reine Wirken besteht ja eben darin, daß es nicht als gewissenhaftester Ausdruck meiner Innenwelt, Formbewegung meiner Innenwelt am Material der Außenwelt ist oder doch zu sein bemüht ist, Ich muß mich selber wollen in meinem Werke, nichts als mich selber, darf um meiner selbst und meines Werkes willen keinen außerhalb meines Werkes liegenden Gedanken an Ruhm, Ehre, Lohn einfließen lassen, solange ich bei der Arbeit und im Wirken bin. Ich muß mich ganz verlieren an mein Werk, mich ganz und gar vergessen. Dies aber nicht deshalb, daß ich nun ausgeschaltet wäre, sondern daß ich vielmehr ganz und gar in meiner Sache bin und lebe, sie ganz in mir lebt, und Stoff und Geist sich vermählen zur Einheit. Dann und nur dann erfüllt sich mitten in meinem Wirken das Jesuwort an mir: „Wer sein Leben verliert, der wird es finden.“ Je sachlicher ich arbeite, um so persönlicher werde ich selbst. Und der Sinn aller meiner Arbeit liegt eben darin, daß ich das werde, daß ich mich finde, daß ich mich selber gestalte.

4.

Indessen wäre es denn nicht einfacher, ich ließe die Außenwelt und alles Außenwerk auf sich beruhen und zöge mich auf mich selbst zurück? Dreht es sich nur um die Innenwelt als den einzigen Zweck und Sinn und Wert des Lebens, wozu dann diese ewige Reibung mit der Außenwelt? Mag sie doch laufen, wie sie will, wenn nur mein Inwendiges reich und sauber ist!

Mit anderen Worten: Fällt denn durch unsere ausschließliche Betonung des Innenwertes nicht ein so übermächtiger Akzent auf das innere Schaffen und die Selbstgestaltung, daß dadurch alles äußere Schaffen und alle Weltgestaltung notwendig geschädigt, entwertet und lahmgelagt werden muß? Sind denn die Klöster und Einsiedlerzellen nicht hinreichende Warnungstafeln vor diesem Wege?

Gewiß, das sind sie! Aber zunächst sind wir versucht, zu sagen, daß diesem unseren hastenden, jagenden, von Arbeit zu Genuß und von Genuß zur Arbeit weitergepeitschten Geschlecht ein wenig Möncherei und Einsiedlei in der Form stiller Einsiedel in sich selbst sicher kein Schaden wäre. Man soll nicht nur arbeiten, sondern auch Zeit gewinnen, zu bedenken, wo der Sinn, Wert und

Gehalt der Arbeit letzten Endes ruht. Sagen wir aber, der ruht und kann zuletzt nur in uns selber ruhen, so sprechen wir damit keineswegs gegen, sondern für die Arbeit und ihre Notwendigkeit.

Wo wurzelte denn Luther, und wo Goethe? Beide in jenen Tiefen des Seins, in der raum- und zeitlosen Ewigkeit, als deren Söhne sie sich fühlten. Und doch riefen sie den Menschen aus Einsiedelei und Ländelei mit schönen, frommen Gefühlen hart heraus und hinein ins Arbeiten, Kämpfen, Leiden und Ueberwinden. Goethe sagt zu Eckermann: „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“

Das Wesen des Geistes selber ist ihm also „Tätigkeit“ und nicht passives Stillesein. Und in der That ist Geist niemals in völliger Windstille zu denken. Er ist immer in sich bewegt, er will immer auf Fülle hinaus und nicht auf Leere, Tod und Nichts. Er will — ja, was ist sein tiefstes Wollen? Wir glauben doch, er selber ist der Inhalt seines tiefsten Wollens! Er will sich selber verwirklichen, seiner habhaft und gewiß werden. Und er kann es nur werden — durch die That!

Wirke, nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken!

5.

Es gibt keinen Weg des Geistes zu sich selber an der Arbeit vorbei, es gibt nur einen durch die Arbeit hindurch. Nur an der Umwelt kann die Innenwelt sich formen, nur an der Materie der Geist sich selber gegenüberkommen und aus der Idee heraus und zur Wirklichkeit und Selbstsicherheit hingelangen. Und deshalb gebär der göttliche Geist in Wehen und Nöten die Materie, und deshalb gebären wir uns selber als Geister, Charaktere und Persönlichkeiten im Kampf mit dem widerstrebenden Material der Außenwelt. Und sobald wir nur den Versuch machen, hier auszuweichen und uns auf uns selbst zurückzuziehen, so weicht schon die frohe, starke Selbstgewißheit dem Selbstbetrüge, die Ländelei dem ruhigen, sachlichen Ernst, die Selbstvergötterung der Selbstkritik. An die Stelle der wirklichen Tugend, des wirklichen Taugens, des aus der Probe hervorgegangenen Bewußtseins der Kraft tritt ein erdachtes, gemachtes, niemals seiner selbst gewisses Scheinleben. Weich und verträumt, verschwommen und ohne klare Züge, leicht in Fäulnis und verzehrende Sehnsucht sinkend. Immer auf das eigene Selbst bedacht, aber es pflegend und hegend und verpäppelnd, wie eine törichte Mutter ihr Kind. Dann kommt der Sturmwind und weht es über den Haufen.

6.

Das Selbst soll wachsen, es dreht sich alles um die Seele, aber sie kann nicht an der Arbeit, dem Schicksal und Weltwiderspruch vorbei, sie muß durch das alles hindurchwachsen. Arbeiten, ringen, überwinden! Ohne Geburtswehen wird keine seelische Selbstgewißheit geboren. Ohne den Widerspruch der Materie kann der Geist nie zu sich selbst kommen.

Je mehr aber der Geist auf diesem Wege zu sich selbst gelangt, um so mehr verlangt er auch danach, daß in seinem Selbst ein Wesenhaftes sich gestalte; ein Sein, wofür es sich lohnt, zu wirken; kein Schein, der verfliegt, sobald der kleine Herzmuskel ausgeschlagen hat.

Froh seines Wirkens wird unser Geist erst dann, wenn er einen letzten Sinn und Wert seines Wirkens gefunden hat. Er kann diesen Sinn nur finden in dem Wachstum seiner selbst, das die schönste Frucht alles redlichen und tapferen Wirkens ist. Aber dieses beglückende Wachstum in der Innenwelt hat selber nur dann einen vollen Sinn, wenn es als charakterisierter, aus dem Allgemeingeist herausgearbeiteter Geist dem Tode überlegen ist und weiterwirkt in Ewigkeit.

Alles Werk kann fallen und muß fallen, weil es stets nur Station und Durchgangspunkt des Wirkenden auf dem Wege zu sich selber ist. Aber der Wirkende muß bleiben, und der Weg muß bleiben; es bleibt der Geist, und es bleibt die Materie, die des Geistes Mittel und Weg ist.

7.

Ist das nun wirklich eine Geringschätzung der Arbeit? Wir glauben, nein! und wissen genau, was die Arbeit für uns bedeutet. Es ist eine geheimnisvolle Güte, die uns nur durch Arbeit zu uns selber und zur Befriedigung gelangen läßt; sie jagt uns aus allem unfruchtbaren Grübeln auf; sie scheucht uns immer wie von uns selber weg und ruft uns aus allem Wirrsal der Gedanken in die Helligkeit der Arbeit, und in den täglichen Sinn der Pflichtverletzungen und Aufgaben. Es gibt kaum etwas Irdisches, das unserer Seele so gut aus allen Verstimmtheiten heraushilft als mit redlichem Schaffen wohlausgefüllte Tage. Auch glaubt man wohl nie leichter an einen verborgenen Sinn im Ganzen des Geschehens, als wenn man Tag um Tag sein Leben mit Sinn und Zweck durch ernste Arbeit füllt.

Aber freilich, wer wüßte nicht, wie auch mitten in der Arbeit das Gefühl der Sinnlosigkeit und Vergänglichkeit uns doppelt weh überfallen und alles Schaffen in Nacht und Nebel tauchen kann? Es braucht ja nur der Erfolg einem auszubleiben und wieder und wieder an einem vorbeizugehen, es brauchen nur die mit der Arbeit verbundenen Hoffnungen fehlzuschlagen, dann sinken einem die Arme schlaff hernieder, und bleierne Fragen lasten grau und schwer

auf unserer Seele. Ach Gott, was soll das alles? Da müht man sich und quält man sich und hält sich wohl gar für unerseßlich, und über ein kleines Weilchen, da führt ein anderer die Feder, ein anderer den Hobel, ein anderer das Regierungsrad — am Ende ist alles nur eine ewige Wiederkehr, rundum und weiter nichts!

Gerade aber wenn das Leben so in einem auf den Gefrierpunkt, den Nullpunkt sinken will, bäumt sich mit tödlicher Sicherheit ein seltsames Etwas meh und heiß im Herzen auf. Das Leben selber ist es, der Hunger nach Sinn und Licht und Ewigkeit! Die Seele bäumt sich auf wider das Nichts. Das unzerstörbare Sinn- und Lebensgefühl in uns kann keinen Bund mit dem Nichts und der Sinnlosigkeit schließen. Das mag der kalte, der vom Leben abgeirrte Gedanke tun — und wie oft irrt der Gedanke vom Leben selber ab! — die Seele aber kann sich selber und das Leben und das All gar nicht begreifen, wenn all ihr Wirken, Mühen, Ringen und gerade das Mühen, Ringen, Streben, das nicht geistige Selbstverzettlung ist und noch viel weniger einem sich selbst aufhebenden Sinnengenusse gilt, sondern seelische Zusammenfassung und Kristallisation zum Charakter bedeutet, im Schlund des Todes und des Nichts sein sinnloses Ende haben soll.

Gerade in der Arbeit, der ernstesten, pflichtmäßigen, steckt ja viel mehr als äußere Arbeitsleistung. Lebendige Seele, arbeitende, sich selbst bildende, in Selbstzucht Pflicht und Liebe sich übende Seele ist ihr innerstes Wesen. Und je mehr sich eine Seele inmitten ihrer Arbeit über sich selbst bewußt wird, um so mehr beginnt naturgemäß in ihr ein Sehnen, das über die tägliche kleine Arbeit hinaus und auf ein großes Reich der Zwecke, über die schnell verfliegende Erdenzeit hinaus auf ein Reich des ewigen Wirkens geht.

8.

Und nun fragen wir, wenn nicht einmal die Arbeit die Sehnsucht eines Menschenherzens wirklich stillen kann, was soll es dann hinieden tun? Gewiß, die Erde bietet uns viel Schönes, Liebes, Herzerquickendes, und wir wären die letzten, die nicht mit dankbaren Händen all dies empfangen. Aber geht nicht trotz allem und allem ein Heimweh durch die Tiefen unserer Seele? Wandelt bei allen großen und reinen Freuden, die uns das Leben schenkt, nicht dennoch etwas wie ein Schatten neben uns her? Mischt sich's nicht wie ein leiser Ruf aus weiter Ferne und wie ein zitternder Klage-laut in unsere Freudenlieder? Hört auf das deutsche Volkslied hin! Was heute blüht, ist morgen verwelkt! Was heute jubelt, ist morgen tot! Schattenhaft wandelt neben uns die Vergänglichkeit. Immer wieder fühlen wir plötzlich ihren Händedruck.

Aber warum erschauern wir darunter? Was fröstelt es uns plötzlich mitten im Sonnenschein? Dies ist es: die Menschenseele kann es nicht fassen, daß das Lied von den fallenden Blättern und welkenden Rosen und erlöschenden Lichtern das Lied ihres eigenen

Wesens sei. Mitten im Wechsel hungert sie nach einem Bleibenden, mitten im Vergänglichen nach ihrer eigenen Unvergänglichkeit!

Und nun schließen wir für diesmal und sagen: Wer dieses Sehnen kennt — und wer kennt es nicht? — der vertraue sich ihm stark und zuversichtlich an. Es ist unserer Natur gemäß, und wir sollen die tiefsten Triebe unseres Wesens nicht vergewaltigen. Es tue jeder tapfer und treu seine Pflicht, die der Tag ihm reicht, aber er habe auch den Mut, dem innersten Ruf zu folgen, der ihn zu ewigen Fernen ruft. Man sei dankbar in der Freude und ein Held im Leide, aber man fühle auch, daß ein ewiger Sinn sich an uns auswirken und uns selber auf die Ewigkeit hinbilden will.

Es ist Unnatur, sich diesem Zuge unserer Seele entziehen zu wollen. Nicht umsonst ist der Bogen unseres Lebens gespannt zwischen den unergründlichen Rätseln der Geburt und des Grabes. Verzweiflung und Resignation entspannen den Bogen. Der Glaube aber spannt ihn bis zum letzten Moment, und greift der Tod nach unserem Herzen, so fliegt des Bogens letzter Pfeil ins Land der Ewigkeit. „Der Mensch — wir sagen es noch einmal mit Goethe — soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen“.

III.

Wir haben bisher in der Hauptsache vom Willen zum Willen, vom Gefühl zum Gefühl gesprochen, weil all das, was hier in Frage steht, in den letzten Gefühls- und Willensgründen der Seele wurzelt und jedem „Beweise“ ein- für allemal entzogen ist. Nun aber wollen wir uns den Vernunft-Gründen zuwenden, die die Ewigkeit des persongewordenen Geistes zu einer seelischen Forderung machen.

Es gibt nur eine Theorie, die, wie alle Dinge, so auch die letzten und ernstesten Fragen der Seele zu einer Bagatelle herabsetzt. Das ist die Theorie des Materialismus. Ihm ist der Geist die Ausschüßung des Materiellen, der Duft der Blume, in jedem Falle die Begleiterscheinung der Atombewegungen und nichts weiter. Der Geist ist für den Materialisten eine Funktion, eine Betätigungsweise des Stoffes. Stellt der Stoff seine Tätigkeit ein, so ist der Geist dahin!

Das ist gewiß die bequemste Methode, mit den letzten Daseinsfragen fertig zu werden. Das Wunderliche ist nur, daß alles echte Menschenleben genau in der Umkehrung dieser Theorie verläuft. Denn die Materie ist dem Geiste durchaus nicht übergeordnet, wie die Substanz ihrer Funktion; es wirkt sich vielmehr der Geist kraft Eigenwillens zum Herrn der Materie auf und ringt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln darum, die materielle Körperwelt solange zu seinem Werkzeuge und seinem Diener zu machen, als er selber in ihr haust. Ja, die „Betätigungsweise“ dieser selbsttätigen Materie, d. h. der „Geist“ geht so weit in seiner Berselbständigung, daß er sich in allen anständigen und vornehmen

Naturen zum Maße und Herrn aller Dinge macht und der Materie die Selbstthätigkeit nicht nur beschränkt, sondern sie selber samt ihrer Selbstthätigkeit opfert, sobald es seine höher liegenden Interessen verlangen. Seltsamste aller Funktionen, die ihre Substanz zu opfern vermag und opfert! Und törichtste aller Substanzen, die von ihrer Funktion sich derartiges gefallen läßt! Jesus am Kreuz, Huß und Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen, jeder Soldat, der dem Vaterlande fällt, jeder Mensch, der für eine Idee das körperliche Leben einsetzt — das alles ist der umgekehrte Materialismus! Der Geist tritt auf die eigenen Füße und opfert seine materielle Unterlage, um sich selber zu behaupten. Oder wollte er sich selbst vernichten?

Man horche hinein in das Sterben aller aktiven Märtyrer des Geistes, und man wird stets das Ja der Selbstbehauptung, niemals das Nein der Selbstvernichtung vernehmen; sie behaupten den Geist und opfern dem Reiche des Geistes die Leiblichkeit als eine zeitliche Form.

2.

Indessen könnte es nicht so sein, daß sich der Einzelgeist dem Allgemeingeist opfert, dessen gewiß, daß seine Selbstvernichtung eine Selbststeigerung für das Ganze bedeutet? Er geht unter, aber durch seinen Untergang steigert er die Idee, für die er starb, mehrt ihre werbende Kraft, bläst die Funken, die davon in den anderen Geistern wohnen, zur hellen Flamme an?

Gewiß, das geschieht ja stets, wo einer den Leib dem Geiste zum Opfer bringt. Aber merkwürdigerweise nicht dadurch, daß jener Opfernde als Einzelgeist vernichtet, sondern gerade dadurch, daß er als solcher von den anderen Geistern ergriffen wird und sie ergreift. Nicht die Ideen und allgemeinen Schlagworte machen die Geschichte, sondern die Geister der sich Opfernden, in denen die Ideen Person, Charakter, Leben und klares Anschauungsbild geworden sind, zeugen Jünger und reißen das Allgemeine aus den Nebeln heraus zur schöpferischen Besonderung. Wenn Luther und Goethe, Kant und Fichte, Bismarck und Friedrich der Große an allen Wänden von Marx und Lassalle abgelöst würden, dann wäre den Deutschen mit den Anschauungsbildern ihres Wesens ihr Wesen selber erstorben. Es müssen also Geister im Geiste leben, wenn er selber zu Reichthum und weiterzeugender Kraft gelangen soll. Und je klarer, charakterisierter und schärfer von einander geschieden die großen Geister aller Zeiten und Völker in meinem Geiste leben, um so reicher bin ich selbst in meinem Geiste. Man lösche doch einmal alle die für einen Augenblick in sich aus, die in uns Leben und Person geworden sind. Was bleibt da für eine Leere in einem übrig? Das Ich erkennt sich ja nur am Du, und der Geist an den Geistern!

3.

Und nun steigen wir von dieser unserer Selbsterfahrung empor zum Ganzen, vom Einzelgeist zum Allgeiste. Wenn das Besondere für das Ganze überhaupt einen Sinn haben soll, so muß dieser Sinn entweder in einer Negation oder in einer Position, entweder in einer Kraftminderung oder in einer Kraft- und Wertsteigerung des Ganzen bestehen. Entweder es entladen und verpuffen sich die Kräfte des Alls durch und in der Hervorbringung des Einzelnen, oder aber sie steigern sich mitten im Gebären und Herausbilden des Einzelnen.

Im ersteren Falle wäre das Ende — das Nichts. Aber das ist ein unvollziehbarer Gedanke, weil diesem Nichts am Ende ein Nichts im Anfang korrespondieren müßte, und weil damit das Sein selber undenkbar würde. Wir kommen darauf noch zurück.

Im zweiten Falle aber könnte ja alles besondere „Heute“ nur als Durchgangspunkt zum reicher besonderten „Morgen“ gelten, Aber warum hebt dann der Geist der Schöpfung in uns Einzelgeistern das Gestern und Hegegestern in lebendiger Erinnerung auf? Warum schafft er uns jedem seine Geschichte? Warum stirbt das Gestern nicht, so gern man es oft möchte? Warum ist das Unbewußte des Schlafes nicht zugleich der Untergang alles dessen, was im bewußten Geiste war, sondern nur sein reicherer und lebendigerer Anfang? Es gibt hier für den Einzelnen, für Volk und Menschheit nur eine einzige wirkliche Antwort: Ohne Geschichte bliebe der Geist leer, unbesondert, ungegliedert; durch die Geschichte wird er reich und seiner selbst immer klarer bewußt.

Und gilt dies vom Einzelgeiste, so gilt dies vollends vom Volksgeist, vom Menschheitsgeiste, vom Allgeiste. Völker ohne Geschichte sind noch der Tierheit nah und leben in den Tag hinein. Eine Menschheit wächst dadurch, daß ihre größten Söhne und bedeutendsten Taten in den Seelenbesitz aller Völker übergehen. Nicht, um die Volksindividualitäten zu vernichten, sondern um sie zu tieferer Selbstbefinnung und Herausarbeitung ihres Sondergutes und Eigenwesens zu bringen. Wenn ich Luther gegen Savonarola, Dürer gegen Rafael, Thoma gegen Monet empfinde, werde ich erst meines deutschen Eigenseins völlig bewußt.

Bedeutet aber Geschichte bilden für den Geist erst die volle Bewußtheit, Selbstbewußtheit und den Reichtum des Geistes, dann kann der Allgeist im ganzen schöpferischen Gebären auch nichts anderes wollen, als eben Reichtum. Und ließe er alles Besondere und auch alle Einzelgeister wieder ins Allgemeine versinken, in ihm selber müßte doch alles als Erinnerung, als Gedanke und Vorstellung lebendig bleiben. Es wäre also in dieser Form alles, was ist, seiner Ewigkeit in Gott gewiß. Und zwar einer zeugenden Ewigkeit. Denn Gott sammelt nicht tote, sondern bildet lebendige Vorstellungen. Und wie Goethe und Bismarck, Luther und Jesus als Vorstellung nicht tot in mir ruhen, sondern an mir, in mir

und durch mich weben und schaffen, so schaffe ich jetzt und würde ich dereinst als ein göttlicher Gedanke schaffen und weiter-schaffen, auch wenn ich dann nichts als ein solcher Gedanke Gottes und selber — tot wäre!

Aber wie seltsam und fast beleidigend wirkt hier plötzlich das Wort „tot“! Und zwar deshalb, weil es in einem solchen Denken gar keinen Platz mehr hat. Denn hier ist alles zu dem geworden, was es in Wahrheit ist, nämlich: Leben, Geist und ewiges Schaffen!

4.

Aber noch sind wir nicht am Ende. Wenn nämlich durch meine Einzeleristenz der Reichtum des Alls gesteigert und eine lebendige Vorstellung mehr im Schöpfergeiste gebildet werden soll, warum mußte ich dann dies Werden als mein Werden empfinden? Warum mußte ich als ein „Ich“ im Streite liegen mit Gott und Welt und mit mir selbst? Warum gerade die letzte dieser Spannungen so schwer empfinden, daß ich immer wieder nach einer Erlösung ausschau und nach einer Geistesstufe, für die alles hier Erreichbare nur ein Vorspiel ist, und Raum und Zeit nichts anderes sind, als die Kulissen des Theaters?

Warum nimmt der Allgeist die Besonderung und den Einzelgeist so ernst? Warum macht er kein Spiel daraus? So wie Dichter immer voll sind von Figuren und sie bald Lust-, bald Trauerspiele spielen lassen? Da bleibt doch alles in des Dichters Seele, bleibt auch im Schauspieler und Zuschauer stets in der subjektiven, und geht nie über in die objektive Form; Phantasie, nicht Wirklichkeit!

Warum ist Gott kein Dichter, sondern ein Schöpfer? Warum ist jeder Gedanke Gottes eine Realität, nicht nur in Gott, sondern in einem Anderssein? Und zwar eine Realität, deren Entwicklungstendenz stets darauf hinausgeht, auf jeder höheren Lebensstufe immer deutlicher aus dem allgemeinen Sein und Gottsein heraus und zu sich selbst und seinem Einzelfsein zu kommen und dieses Selbst in aller Schärfe gegen das Ganze abzuheben, das Ich gegen das Du, den Geist gegen die Materie, die Einzelseele gegen die Allseele?

Wir können vernunftgemäß aus alledem nur folgern, daß es der Gottheit nicht nur um sich selbst und ihr Werden, sondern um die Welt und das Weltwerden und insbesondere um uns und unser Werden im ganzen und vollen Ernst zu tun ist. Nicht nur Gott will werden, sondern wir sollen werden. Der Vater will Söhne und Töchter zeugen!

Das aber kann er in Wirklichkeit nur, indem er jeden Einzelgeist sich zu einem Ich verdichten und in Raum und Zeit bis zu dem Punkte gestalten läßt, wo er mit dieser seiner Daseinsform zerfällt. Dann hat sie ihren Dienst getan, und wird abgelöst von einer neuen Form des Lebens.

Gewiß, sehr viele und vielleicht die meisten Menschen zerfallen mit ihrer zeitlich-räumlichen Daseinsform nur dadurch, daß sie — sterben. Alles höher geartete Geistesleben aber kommt, sobald es mit vollem Ernste um sich selber und seinen Sinn kämpft, notwendig in Bruch mit seiner Erscheinungsform in Raum und Zeit und muß dann mit Naturnotwendigkeit in eine andere Form hinausdrängen, die freilich, weil außer Raum und Zeit zu denken, von uns, so wie wir hienieden organisiert sind, gar nicht vorgestellt, sondern nur ersehnt, geglaubt und als notwendig in ihrem „Daß“ erschlossen werden kann und muß.

Der Bruch in unserer und mit unserer räumlich-zeitlichen Existenz erfolgt aber deshalb mit Notwendigkeit, weil alles Seliſche in uns über die Grenzen dessen hinausstrebt und hinausstreben muß, was uns hienieden jemals erreichbar ist. Das liegt gar nicht an unserem Willen oder an unserem Größenwahn, sondern es ſigt in unserem Wesen, in unserem Trieb zum Geistwerden, der am Materiellen eine unaufhebbare Schranke hat.

Bedenken wir unser sittliches Streben, so geht das darauf hinaus, daß wir ganz gut, ganz lauter und über jeden unreinen Gedanken erhaben sein möchten; aber die Wirklichkeit, in die wir eingespannt sind, trübt durch Temperament und Zufall und tausenderlei Umstände und Verhältnisse das helle Licht des Willens. Wer möchte nicht gut sein? Und wer müßte nicht mit dem Nazarener sagen: Kenne mich nicht gut; niemand ist gut außer Gott allein“?

Es liegt hier ein Streben vor, das an keinem Punkt sein Ende erreicht und es auch gar nicht erreichen kann. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß zum „gut sein“ die vollendete Sachlichkeit gehören würde, und daß diese doch, so oft wir sie auch erstreben, dadurch unmöglich gemacht wird, daß wir nur in der Beschränkung zu Meistern werden und somit tausendmal unsachlich und ungerecht werden müssen. Ja, müssen, weil wir nur unter bestimmten Einseitigkeiten wirken und Stoßkraft behalten können. Die vollendete Sachlichkeit oder das vollendet objektive Verhalten würde an Stelle der subjektiven Zusammenfassung zum Wirken und Personwerden die Auflösung setzen. Wir wollen die Sachlichkeit und müssen in der persönlichen Beschränkung unseres Wesens der Unsachlichkeit verfallen. Wir wollen das Gute und tun, was wir nicht wollen, das Böse. Unser Wollen ist größer als unser Können.

Sollte das ein Zufall sein, oder ist das Schöpfungswille? Und wenn wir das Letztere annehmen müssen, so können wir unsererſeits der Schöpfung nicht zutrauen, daß sie uns aus diabolischer Freude an unserer Qual in diesen Widerspruch hineintreibt; sie tut es vielmehr, um uns dadurch über uns selbst emporzutreiben und durch den Glauben an eine andere, nach dem Tode eintretende

Lebensform diesen im Diesseits unaufhebbaren Widerspruch erträglich zu machen.

Nicht anders aber steht es mit unserem Erkenntnistriebe. Vom Nächsten geht er aus und eilt zum Fernsten. Er hastet am Aeußeren und möchte doch das Innerste ergründen. Alle Rätsel möchte er lösen und alle verschlossenen Türen sprengen. Das Geheimnis des Seins, der Seele, des Alls — o, wie sehnen wir uns nach seiner Ergründung! Doch je glühender unsere Sehnsucht wird, um so gewisser bricht sie nur schließlich zusammen in dem Rufe: „Und sehe, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen“ — — — Da aber ist es uns auch schon, als lege sich uns leise eine gütige Hand aufs schmerzende Haupt, und unser lauschendes Ohr vernimmt einen Zuruf wie aus weiter Ferne: „Wenn aber kommen wird das Vollkommene, dann wird das Stückwerk aufhören. Jetzt erkenne ich es stückweise, danach aber werde ich es erkennen, gleichwie ich selbst erkannt bin —“ Danach! Denn wiederum liegt ja die Sache so, daß ein Wissen gegenüber allem Weltinneren, ganz gleich ob es sich um den Grasshalm, den Menschen oder das All dreht, uns einfach versagt ist und versagt bleibt. Die Schranke von Raum und Zeit verhindert jedes Erfassen des „Dinges an sich“. Es ist nicht ein Mangel an Zeit, der uns verhindert, so reich an Wissen zu werden, als wir es möchten. Es ist ein unaufhebbarer Mangel in unserer Organisation. Eine Generation reicht die uralten Rätsel der anderen weiter und — keine kann hinter den Vorhang schauen, wo der wohnt, den wir alle als des Rätsels einzige Lösung suchen!

Hier hilft keine Zauberformel und keine Logarithmus, kein Hebel und keine Schraube — der Vorhang selber muß fallen! Die Welt muß vergehen, nämlich diese für unser Auge und unseren Geist vom Schleier des Raumes und der Zeit verhüllte Welt. Das „Ding an sich“, die Seele, das Wesen der Dinge, die Gottheit — das ist es, was wir suchen, und nur durch den Tod hindurch können wir hoffen, es zu finden. Ich denke, daß ich in den Tod gehe mit einer Seele, so glühend in Spannung, wie sie noch nie geglüht hat: „Vater, wie wird es sein, wie wirst Du sein, wie werde ich selber sein?“

Es ist uns völlig versagt, jetzt und hier irgendeine Antwort auf diese Fragen zu geben. Aber stellen müssen wir sie schon jetzt, während doch nur die Ewigkeit Antwort darauf geben kann. Wenn aber die Zeit die Fragen, die sie in uns weckt, nie und nimmer beantworten kann; wenn also unsere Fragen größer sind als die Zeit, und die Zeit kleiner ist als wir, so müssen wir selber Söhne und Töchter der Ewigkeit sein. Dieser Glaube allein macht uns den Widerspruch zwischen den in unserer Natur angelegten Bedürfnissen und ihrer in Raum und Zeit unmöglichen Erfüllung erträglich. Wir sind gewiß, dieser Widerspruch löst sich — dereinst! Und kraft dieser Gewißheit leben wir das Leben, trotz allen Bruches, doch innerlich ungebrochen.

Es wäre hier noch viel zu sagen.*) Aber der Raum zwingt uns, zu einer letzten Erwägung überzugehen.

6.

Es widerspricht unserer Vernunft, zu denken, daß ein Etwas, ein Atom, ein Sandkorn in das Nichts hüpfte. Wir können so wenig denken, daß aus dem Nichts ein Etwas, wie daß aus einem Etwas ein Nichts werde. Es stände hinter solchem Denken auch eine furchtbare Folgerung. Denn wenn an einem einzigen Punkte die Schöpfung zu nichts werden könnte, müßte sie notwendig irgendwann auch als Ganzes in das Nichts geraten. Und das gälte vom Stofflichen genau so wie vom Geistigen.

Läßt man nun das Stoffliche an einem einzigen Punkte in das Nichts fallen, so fällt zuletzt mit Notwendigkeit die ganze äußere Welt ins Nichts, und das Ende wäre: Geist ohne Welt.

Läßt man dagegen den Geist an einem Punkte, etwa an uns selber, mit dem Tode in das Nichts versinken, dann fiel zuletzt mit Notwendigkeit auch im All der Geist ins Nichts, und das Ende wäre: Welt ohne Geist.

Beides aber, Geist ohne Welt und Welt ohne Geist, sind ein völlig Sinnloses und Entsehlisches. Denn Welt ohne Geist — das ist der Weltentod, das sinnlose Chaos. Geist aber ohne Welt — das ist das Grausigste, was sich denken ließe, wenn es zu denken wäre. Denn Geist kann seiner selbst nicht habhaft werden ohne Welt, ohne ein Mittel, womit er arbeitet, woran er sich übt, wodurch er sich ausdrückt. Geist ohne Welt — das wäre ein Maler ohne Farben, ohne Leinwand, Pinsel und Palette, ein Tischler ohne Holz und ohne Hobel, ein Denken ohne Anschauung und ohne Ausdrucksmittel. Geist ohne Welt — das wäre ein unendlicher, glühender Drang zum Schaffen, doch ohne jegliche Möglichkeit des Schaffens. Das wäre — das Entsehlen selber!

Sie gehören zusammen: Geist und Welt, Welt und Geist, der ewige Schöpfer und das ewige Ausdrucksmittel seiner schaffenden Kraft. Nichts geht verloren, weder ein Hauch der äußeren noch ein Hauch der inneren Welt. Und wenn der Tod kommt, so legt der Maler die Palette, der Tischler den Hobel, der Geist den Körper beiseite. Das Mittel hat seinen Zweck erfüllt. Ein neues tut not; denn schon hienieden geriet der Geist in solche Spannung mit seinen unzugänglichen Mitteln, daß er verzweifelt wäre am Ganzen, wenn nicht der Tod ihm leise zuraunte: Warte, mein Freund, es ist noch nicht erschienen, was Du sein wirst!

Gewiß, wir können uns jenes Anderssein nach dem Tode in keiner Weise vorstellen. Aber wir müssen an dies Unvorstellbare glauben, weil wir zwischen zwei Abgründe gestellt sind und in den

*) Ich verweise auf Schrempf, Was unsereiner will. Berlin=Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb, 50 Pf. und auf meine Schrift „Im Kampf um Gott und um das eigene Ich“. Ebenda, 1,50 Mf.

einen von beiden uns stürzen müssen. Der eine Abgrund ist das Nichts, der andere ist die Ewigkeit des Geistes und seiner Mittel — beides die letzten Grenzen unseres Denkens. Hier das letzte Nein, dort das höchste Ja! Die Frage ist nun die, wie wollen wir wählen? Wir für unsere Person wählen das, wohin unsere Sehnsucht uns zieht, wohin unser tiefster Schaffenswille uns treibt, wohin unsere Liebe glühend vorwärts eilt, wohin der Gott in uns ruft. Wir wählen das Ja, wir bejahen den Geist, das Leben, die gestaltende Ewigkeit.

Wir können uns keine Vorstellung machen von dem, was kommen wird, aber wir vertrauen der Sehnsucht, weil aller tiefsten Sehnsucht wahres Wesens nichts anderes ist, als die ahnende Vor-
ausverkündigung dessen, was die Schöpfung in Zukunft bereit hält.

Der Schmetterling, der in der Puppe ruht, weiß auch nicht, was ihn erwartet, und könnte niemals in seiner kleinen, dunklen Kammer eine Vorstellung von dem Sonnenlicht haben, das ihn umfluten wird, von den Mailüsten, die ihn wiegen, von den Blüten, deren frohe Pracht ihn grüßen wird. Aber die Sehnsucht drängt in ihm, und er sprengt die Hülle, hebt die Flügel und findet Sehnsuchtsstillung im flutenden Sonnenglanz.

2. Pädagogische Reaktion in England

Aus „Kunstwart“ Erstes Novemberheft 1912.

Die pädagogische Bewegung, welche seit etwa zehn Jahren in Deutschland die Fachkreise wie die Öffentlichkeit beschäftigt, verfolgt zu einem wesentlichen Teil den Zweck, mehr Freiheit in unsere Erziehung, mehr Freude in die Schule, mehr Selbständigkeit in die Entwicklung unserer Jugend zu bringen. Dieser Zweck ist an sich zweifellos berechtigt. Die deutsche Erziehung hat lange an einer gewissen Enge und Gebundenheit gelitten, der Schulunterricht an einer Gleichmacherei welche die individuelle Entwicklung der Zöglinge beengte und hemmte, zum Teil wohl auch an einer Ueber-
spannung der äußeren Disziplin, die der Charakterbildung nicht förderlich sein kann.

Indessen in die berechtigte Kritik dieser Uebelstände haben sich von vornherein starke Uebertreibungen und bedenkliche Tendenzen gemischt, die auf eine Lockerung der Jugendzucht und Geistes-
schulung überhaupt hinauslaufen. Die sentimentalen Verherrlichungen des Kindes in Ellen Keys bekannten Buche und die phantastischen Vorschläge, in denen sie sich ergeht, haben ein Echo in den Reden und Schriften Gurlitts und seiner Freunde gefunden, und beides wirkt zusammen auf solche Kreise des Publikums ein, die der Jugender-